

aber nicht heißen, daß seine Beobachtungen, die die antisemitische Verseuchung des deutschen gesellschaftlichen und kulturellen Lebens festhalten, nicht zutreffend sind. Es wurde schon viel über den ewigen „Meckerton“ Klemperers geschrieben. Klemperer litt und bemitleidete sich. Er schrieb und arbeitete ununterbrochen, seine Artikel und Bücher wurden angenommen und veröffentlicht, und doch klagte er, nichts geleistet zu haben! Herzirritationen und die Todesangst waren ihm stets gegenwärtig. Dazu plagte ihn die Eifersucht über den selbständigen Werdegang seiner musikbegabten Frau, die nun in ihrer Orgel- und Kompositionskunst aufging und aufblühte und die sich ihm, wie er meinte, dadurch entfernte. Klemperer hatte fortwährend Geldsorgen und notierte mit Akribie die lächerlichsten Ausgaben. Das alles ist vielen Rezensenten der Tagebücher Klemperers aufgefallen. Entgangen ist ihnen allerdings, daß Klemperer eine große soziale Intelligenz besaß. Er hatte offensichtlich großes Einfühlungsvermögen, sah vieles, was nicht jeder merken mußte, und setzte sich eindrucksvoll mit Gefühlslagen anderer Menschen auseinander. Das gesellschaftliche Leben der Familie Klemperer organisierte nicht allein seine Frau, auch er mischte kräftig mit. Sein Geiz, aber auch das Mitleid mit seiner überlasteten Ehefrau ließen ihn im Haushalt helfen. Zur Empörung seines Bruders ließ er sich sogar bei der Hausarbeit erwischen, die, wie man weiß, einem Mann nicht zustehe! In dieser Hinsicht war er eine Art „Softie“ der Weimarer Republik. Eigenartig war auch das Verhältnis zu seiner Familie. Klemperer war das Sorgenkind gewesen und ist es offensichtlich immer geblieben: ein schlechter Schüler, eine abgebrochene Kaufmannslehre, eine skurrile Liebesgeschichte, schließlich eine berufliche Laufbahn, die die finanzielle Unterstützung der Brüder notwendig machte. Klemperer seinerseits verachtete die Unempfindsamkeit seiner Geschwister, war empört über ihre familiären Verhältnisse, die nicht nur der Liebe, sondern auch jeglicher Achtung des Partners entbehrten. Andererseits verband ihn mit den Geschwistern der Glaube an den hartverdienten familiären sozialen Aufstieg. Er war, wie auch seine Brüder, stolz darauf, daß die Klemperer-Familie es „geschafft hat“. Der Weg der Generationen, der aus dem Ameisenhaufen des Prager Ghettos durch den Osten Deutschlands nach Berlin führte, war allen Klemperers eigen. Die Geschwister versuchten den sozialen Aufstieg vor allem über die finanzielle Seite zu schaffen, Klemperer strebte einen Platz im Spitzenfeld der deutschen Wissenschaft an. Er schien die Art der un-

empfindsamen Geschäftigkeit der Geschwister mit dem „geschmacklosen“ Judentum gleichzusetzen. Dabei akzeptierte er durchaus das Judentum, aber nur, wenn es kultiviert und dezent ausgelebt wurde und nicht Protzerei und Aufdringlichkeit bedeutete. (Über Klemperers Verständnis des Judentums kann man in dem Aufsatz von Yvonne Rieker in „Im Herzen der Finsternis“ nachlesen.) Klemperer konvertierte zwei Mal zum Protestantismus, das letzte Mal expressis verbis des Deutschtums wegen, das er mit dem Protestantismus verband. Er verstand sich als Atheist und sehnte sich krampfhaft nach einer Metaphysik, die er aber in der existierenden evangelischen Kirche nicht finden konnte. Die metaphysischen Erlebnisse wurden ihm nur durch die Betrachtung der Natur und der Kunst möglich. Die Suche nach einer überlegenen Ordnung führte Klemperer zur deutschen Romantik, mit den ihr eigenen Kategorien von Nation, Fahne und Ehre. Die Realität des deutschen Nationalismus aber, mit seinem massiven Antisemitismus, schreckte Klemperer wieder ab. Deswegen amüsierte sich Klemperer doch am besten in jüdischen Kreisen, mit denen er und seine Frau in Dresden vorwiegend verkehrten. (Seine „wahren“ Freunde aber, die Scherers und sein „Pflegesohn“ Thieme, waren keine Juden.) Eva Klemperer verstand offensichtlich gut den „Jargon“, da sie die Kreuzworträtsel in dieser Sprache löste. Klemperers Selbstverständnis als jüdischer Deutscher war in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren sehr widersprüchlich und inkohärent. Es ist interessant, beobachten zu können, welchen Wendungen sein Selbstverständnis unterzogen wurde und wie es sich entwickelte. Der Mensch und der Wissenschaftler Klemperer befand sich ständig zwischen allen Stühlen. Aber er war dort - wie wir heute wissen - nicht allein.

Hanna Kozińska-Witt
(Dresden)

Handbuch des politischen Systems Österreichs. Die Zweite Republik. Herausgegeben von Herbert Dachs, Peter Gerlich, Herbert Gottweis, Franz Horner, Helmut Kramer, Volkmar Lauber, Wolfgang C. Müller, Emmerich Tálos. 3. erweiterte und völlig neu bearbeitete Auflage. Wien: Manz 1997; XIV, 956 Seiten. Preis: öS 920,-. ISBN 3-214-05967-X.

Das bekannte Sammelwerk ist in der Neuauflage um 85 Druckseiten angewachsen. Am Schwester-

unternehmen des Handbuchs zur Ersten Republik übte ich hier (siehe *Newsletter* Nr. 13, S. 32-35) Kritik dahingehend, daß darin dem Wissenschaftssystem keine Beachtung geschenkt wurde. Leider trifft diese Kritik mutatis mutandis auch auf die dritte Auflage des Bandes über die Zweite Republik zu. Von den 58 Einzelbeiträgen behandelt keiner die Wissenschafts- bzw. Universitätspolitik. Wissenschaft existiert(e) in der Zweiten Republik ebensowenig wie Universität - zumindest, wenn man sich dem zwanzig Seiten langen Stichwortverzeichnis anvertraut.

Im Beitrag über das „Österreichische Bildungssystem“ sind die Universitäten zwar in einer Grafik (S. 484), nicht aber im Text zu finden. Im Artikel zur „Bildungspolitik“ findet man eine knappe Schilderung der jüngsten Gesetzesnovellen (einige Ausführungen sind zwischenzeitlich schon überholt) und insgesamt eine Ungleichgewichtigkeit zugunsten der jüngsten Entwicklungen. Folgt man diesem Beitrag, dann gab es vor 1970 nahezu keine Bildungspolitik. Die bildungsplanerische und -ökonomische Orientierung des Verfassers dieses Beitrags verstellt ihm den Blick auf interne Probleme des österreichischen Wissenschaftssystem, wie beispielsweise die Politisierung in den ersten beiden Dezennien (System Drimmel) und die daraus resultierende Provinzialisierung, der brain drain, die Nichtrückberufung der Emigranten vor dem Nazismus etc. - alles Ereignisse, die in einer Überblicksdarstellung der Zweiten Republik wenigstens ein paar Zeilen verdient hätten.

Der erste Satz des fünfundzwanzig Seiten umfassenden Beitrags zur „Technologiepolitik“ stellt lakonisch fest: „Wissenschaft und Technologie zählen zu den zentralen Institutionen moderner Gesellschaften und nehmen massiven Einfluß auf Wirtschaft, Gesellschaft und Politik“. Die Herausgeber räumen diesen „zentralen Institutionen“ 2,6% des Bandes ein. Der Beitrag, der aus einem knappen allgemeinen Überblick und zwei Fallstudien zur Biotechnologie und Telekommunikation besteht, bleibt im ersten Teil auf sehr allgemeinem Niveau und konzentriert sich allzu sehr auf die Gegenwart. Die erste Hälfte der Zweiten Republik kommt kaum vor. Technik- und Wissenschaftsentwicklung werden von den Autoren ausschließlich als von politischen, d.h. hier staatlichen Impulsen abhängige Größen wahrgenommen: sie folgen damit den traditionellen Vorstellungen von en detail nationalstaatlich planbarer Wissenschaftsentwicklung. Andere, Innovation fördernde Variablen kommen nicht ins Blickfeld. Diese Einseitigkeit und das Fehlen von (Zeitrei-

hen-)Daten und Indikatoren der Wissenschaftsentwicklung jenseits des für Forschung und Entwicklung aufgewandten Anteils des BIP schmälern den Wert dieses Beitrags.

Allein, daß in einer Neuauflage eines der Handbücher zum politischen System Österreichs wenigstens ein Teil des Wissenschaftssystems Beachtung gefunden hat, darf als ermunterndes Anzeichen vermerkt werden.

Christian Fleck
(Graz)

Deutsche Biographische Enzyklopädie. Herausgegeben von Walther Killy und Rudolf Vierhaus. Band 6: Kogel-Maxsein. München: K.G. Saur 1997; XXIII, 679 Seiten. Preis: DM 398,-. ISBN 3-598-23166-0.

Die seit einiger Zeit erscheinende „Deutsche Biographische Enzyklopädie“ schreitet zügig voran. Am Beispiel des sechsten Bandes soll hier ein kurzer Bericht über die wissenschaftsgeschichtliche Benutzbarkeit geliefert werden, wobei insbesondere die Geschichte der Sozialwissenschaften und - diesem Organ angemessen - die Repräsentanz von Österreichern Beachtung finden sollen. Eine Stichprobe der Einträge bietet folgendes Bild: 78% der aufgenommenen Personen wurden im 19. Jahrhundert geboren (7% wurden im zu Ende gehenden 20. Jahrhundert geboren und 15% vor 1800). Der Geburtsort von 67% Personen lag in den wechselnden Grenzen Deutschlands, 21% wurden in Österreich und weitere 12% anderswo geboren (letztere zumeist in der Schweiz). Der Anteil der (Universitäts-)Wissenschaftler beträgt 29%; er variiert zwischen den Herkunftsregionen recht deutlich: 35% deutsche, 29% österreichische und 11% Wissenschaftler mit einem davon verschiedenen Geburtsort. Insgesamt sind allein in diesem, hier analysierten Band mehr als 5.200 Personen verzeichnet.

Nun zur Frage der Auswahl. Im Vorwort zum ersten Band äußerte sich der mittlerweile verstorbene Walther Killy nicht gerade sehr präzise über die Kriterien der Aufnahme: „Personen, die in der Vergangenheit der deutschsprachigen Gebiete wirksam gewesen sind im Bereich der gesamten Kultur.“ So löblich es ist, wenn die „deutsche Kulturnation“ definiert wird, ohne auf Geburt und Abstammung zu rekurrieren, so unterbestimmt ist das Kriterium des „Wirksamwerdens in deutschsprachigen Gebieten.“ Von Aristoteles bis Zap-

pa reicht die Liste derer, die hier wirksam wurden und in einer „Deutschen Biographischen Enzyklopädie“ dennoch nicht gesucht werden würden. Tatsächlich folgen die Herausgeber einem eingeschränkteren, jedoch nirgendwo explizierten Kriteriensatz: Offenbar spielen Geburt oder zeitweiliger Aufenthalt eine Rolle, aber auch die Rezeption in der deutschen Kultur - doch wie verhält es sich dann mit dem häufig beobachtbaren Umstand verkürzter Rezeption? Wie hält man nicht-deutsch-„stämmige“, hier zeitweilig lebende Einflußreiche (wird Voltaire im letzten Band aufgenommen werden?) von ausgewanderten „Deutschen“, deren Werk hier nicht wirksam wurde (z.B. Siegfried F. Nadel), und jenen auseinander, die nur höchst selektiv wahrgenommen wurden (beispielsweise Michael Polanyi)?

Vergleicht man die Einträge des sechsten Bandes der „Deutschen Biographischen Enzyklopädie“ mit einer im AGSÖ vorhandenen Datei österreichischer Sozialwissenschaftler, fallen einige Ungereimtheiten der Auswahl auf. Einige Beispiele mögen das verdeutlichen: Während man zum Psychoanalytiker Ernst Walter Kris einen Eintrag finden kann, fehlen dessen Frau Marianne und Heinz Kohut. Emil Lederer wurde aufgenommen, dessen Frau Emmy Lederer-Seidler wird man vielleicht unter ihrem Mädchennamen in einem der noch erscheinenden Bände finden. Walther Lederer wurde nicht berücksichtigt. Die in Budapest geborenen Karl Mannheim und Georg Lukács werden in sehr ausführlichen Beiträgen gewürdigt, hingegen fehlen Ernst Manheim und Sigmund Kufi ebenso wie Tomáš Masaryk, der in Wien 1879 habilitiert wurde und dessen „Selbstmord“ 1881 zuerst deutsch erschien. Über den Nationalökonom Adolph Kozlik findet man einen Eintrag, nicht berücksichtigt wurden die bezüglich des (geringen) Einflusses Kozlik vergleichbaren Ernst Lagler, Albert Lauterbach, George Lichtheim, Hans (später John) Mars, Fred Massarik, Paul W. Massing. Zwar findet man den 1898 in Kiew geborenen Jacob Marschak (der zwischen 1919 und 1933 in Deutschland lebte), nicht aber den 1906 in St. Petersburg geborenen Wassily Leontief (der 1928 an der Universität Berlin promovierte und anschließend kurze Zeit am Institut für Weltwirtschaft arbeitete). Weitere Namen, die man vergeblich sucht: der Historiker Eric Kollman und der Psychologe Berthold Loewenfeld.

Diese wenigen Beispiele verweisen darauf, daß die Einbeziehung der während der Nazi-Herrschaft Vertriebenen offenkundig Schwierigkeiten machte. Die Auswahlkriterien spiegeln den

Stand der Emigrationsforschung der 70er Jahre. Die „Deutsche Biographische Enzyklopädie“ orientierte sich hinsichtlich dieser Personengruppe nur an Röder & Strauss' Emigrationshandbuch (1980 bzw. 1983 erschienen). Andere Literatur mit Listen von Emigranten wurden offenbar nicht berücksichtigt; jedenfalls findet sich in diesem Band kein Hinweis auf Friedrich Stadler & Peter Weibel, „The Cultural Exodus“, worin eine weit über Röder & Strauss hinausgehende Liste österreichischer Emigranten zu finden gewesen wäre. Auch die ältere Emigrationsliteratur fand keine Beachtung (Fermi, Fleming / Baily); gleiches gilt für englischsprachige Nachschlagewerke, wie die „International Encyclopedia of the Social Sciences“ oder „Who is Who in Economics“.

Ein Vergleich zwischen einzelnen Einträgen verstärkt dieses Bild einer gewissen Unsicherheit bei der Berücksichtigung der Emigranten. Paul Lazarsfeld (dessen Mutter Sofie Munk unverständlicherweise nicht aufgenommen wurde) wird in 24 Zeilen und Kurt Lewin in 30 Zeilen abgehandelt, während Siegfried Kracauer und Leo Löwenthal (deren internationale Reputation mit der Lazarsfelds oder Lewins sicherlich nicht vergleichbar ist, was wiederum auf die Problematik der Einschränkung auf die Wirkung in deutschsprachigen Gebieten verweist) in 90 bzw. 30 Zeilen gewürdigt werden. Hier spiegelt sich, sozusagen mit dem Zentimeter meßbar, die selektive Wiederaneignung der Leistungen ehemaliger Deutscher bzw. Österreicher; prominent vertreten sind in der „Deutschen Biographischen Enzyklopädie“ nur jene, die nach Ende der Nazi-Herrschaft wieder in den deutschen Sprachraum zurückkehrten oder dort im Wege der Rezeption (wieder) Beachtung fanden.

Am Beispiel des Eintrags zu Paul F. Lazarsfeld kann man die Selektivität zeigen: Die Hälfte des Eintrags ist den ersten 32 Lebensjahren, die er in Wien verbrachte, gewidmet (einschließlich einer Fehldatierung der Gründung der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle 1927; richtig wäre 1931); dem bedeutsameren zweiten Teil seiner Karriere in den USA sind nur neun Zeilen gewidmet, die falsche (das Gründungsjahr des Bureau of Applied Social Research wird mit 1911 angegeben; Lazarsfeld soll „Travelling Fellow der Rockefeller Foundation“ gewesen sein, tatsächlich war er ganz normaler Stipendiat) und unvollständige Angaben (seine akademische Karriere endet in der „Deutschen Biographischen Enzyklopädie“ mit der Ernennung zum Associate Professor 1940) enthalten. Ebenso selektiv sind die vier Hinweise auf Publikationen: Neben „Ma-

rienthal“ (ohne Neuauflage), werden zwei deutsche Übersetzungen („Wahlen und Wähler“ sowie „Persönlicher Einfluß und Meinungsbildung“) und nur eine englischsprachige Publikation (der mit Robert K. Merton herausgegebene Band „Continuities in Social Research“) erwähnt, von der man wiederum nicht wird sagen können, daß sie in Lazarsfelds Œuvre einen zentralen Ort einnimmt.

Trotz dieser Kritik im Detail und hinsichtlich der Kriterien vor allem bei der Einbeziehung der Emigranten der Nazi-Periode besticht die „Deutsche Biographische Enzyklopädie“ durch die Genauigkeit der Einträge und den großen Personenkreis, der erfaßt wurde.

Christian Fleck
(Graz)

Call for Papers

In der Zeit vom 14. bis 18. September 1998 findet in Freiburg im Breisgau der als „Dreiländerkongreß“ angelegte 29. Kongreß der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“, der 16. Kongreß der „Österreichischen Gesellschaft für Soziologie“ und der 11. Kongreß der „Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie“ statt. Das Thema des Kongresses lautet: „Grenzenlose Gesellschaft?“.

Im Rahmen dieses Kongresses werden die Arbeitsgemeinschaft / Sektion „Sozial- und Ideengeschichte der Soziologie“ der DGS und die Sektion „Geschichte der Soziologie“ der ÖGS zwei Sektionssitzungen gemeinsam vorbereiten und durchführen. Die erste Sektionssitzung ist dem Thema „Die Bedeutung des Protestantismus für die Entwicklung der modernen Welt - Max Weber und Ernst Troeltsch“ gewidmet, die zweite befaßt sich mit dem Thema „Amerikanisierung der deutschsprachigen Soziologie nach 1945?“

Bekannt und auch dokumentiert ist die Tatsache, daß Max Weber sich in seinen religionssoziologischen Arbeiten auf einzelne Werke des Theologen, Religionshistorikers, Geschichtsphilosophen und Soziologen Ernst Troeltsch gestützt hat. Kaum bekannt, geschweige denn inhaltlich und systematisch erschlossen ist dagegen die Tatsache, daß sich hinter der Bezugnahme Webers auf Troeltsch eine eigenständige, für das Verständnis der Protestantismus-These äußerst erläuterungsreiche Problematik verbirgt. So hat Ernst Treeltsch in seinen Schriften eine „eigene“ Protestantismus-

These entwickelt, bei der der Protestantismus erklärtermaßen als Teil eines universalgeschichtlichen Zusammenhangs begriffen wird und nicht bloß - wie bei Max Weber - als ein wirtschaftsgeschichtliches Phänomen. Was das Verhältnis der von Weber und Troeltsch ausgearbeiteten Beziehungen zwischen Protestantismus und moderner Welt indes so reizvoll und erläuterungsreich macht, ist der Umstand, daß Weber und Troeltsch für ihre Erklärungsversuche dieselbe methodologische Grundlage in Anspruch nehmen: die Geschichtslogik Heinrich Rickerts. Der damit angezeigte Problemsachverhalt soll im Rahmen der ersten Veranstaltung unserer Sektionen behandelt werden.

Daß die „Neubegründung“ der deutschsprachigen Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg wesentlich beeinflusst war durch die amerikanische Soziologie, gilt als eine Selbstverständlichkeit. In welcher Weise diese Beeinflussung im einzelnen vonstatten ging, ist indes nach wie vor klärungsbedürftig. Wurde die deutschsprachige Soziologie in ihrer Entwicklung in den fünfziger und sechziger Jahren durch ein Denken geprägt, das einer genuin amerikanischen Tradition entsprang, oder stellte sich die Neuformierung der deutschsprachigen Soziologie im genannten Zeitraum vielmehr wesentlich gleichsam als „Rücknahme“ dessen dar, was einst zwangsweise hatte exportiert werden müssen? Und wie verhält es sich mit einer allfälligen Vorbildhaftigkeit der amerikanischen für die deutschsprachige Soziologie was die institutionelle Entwicklung angeht? Diese und weitere sich zum genannten Thema stellende Fragen sollen im Rahmen der zweiten Veranstaltung unserer Sektionen diskutiert werden.

Sollten Sie beabsichtigen, sich mit einem Referat an einer der gemeinsam mit der Sektion „Geschichte der Soziologie“ der ÖGS vorbereiteten und durchgeführten Veranstaltungen unserer Arbeitsgemeinschaft / Sektion zu beteiligen, so möchten wir Sie bitten, sich - unter Angabe des Referattitels sowie einer kurzen Beschreibung des Inhalts Ihres Referats - bis spätestens Ende Januar 1998 bei einem der beiden Sprecher zu melden. Auch für nähere Auskünfte stehen Ihnen die Sprecher selbstverständlich gerne zur Verfügung. Sprecher für den Bereich Sozialgeschichte: Prof. Dr. Carsten Klingemann, Universität Osnabrück, Fachbereich Sozialwissenschaften, Seminarstraße 33, D-49069 Osnabrück, Sprecher für den Bereich Ideengeschichte: PD Dr. Peter-Ulrich Merz-Benz, Universität Zürich, Soziologisches Institut, Rämistrasse 69, CH-8001 Zürich.